

PROGRAMM  
der  
**höheren Bürgerschule**

zu

**Gumbinnen,**

durch welches zu der

**öffentlichen Prüfung der Schüler**

Freitag den 4. April d. J.

im Namen des Lehrer-Collegiums

ergebenst einladet

Rector Dr. **H. Schwarz.**

Inhalt: 1) Abhandlung des ordentlichen Lehrers Blaskowitz: „Wie denkt Schiller über Religion?“  
2) Schulnachrichten von dem Rector.

---

**Gumbinnen.**

Gedruckt bei Albert Olszewski.

1879.



## Wie denkt Schiller über Religion?

„Schiller ist der Dichter der Freiheit“, das ist das Schlagwort, mit dem man die Eigentümlichkeit von Schillers Geistesrichtung in der Kürze kennzeichnen zu müssen glaubt. Jedenfalls weist aber der grosse Geschichtsschreiber der neueren Philosophie, Kuno Fischer, in seinem Vortrage über „Schiller als Komiker“ nach, dass Schiller statt mit dem Namen „Dichter der Freiheit“ viel richtiger mit dem Ausdruck „Dichter des Selbstgefühls“ bezeichnet wird. Damit wird das grosse Geheimnis ausgesprochen, was denn eigentlich unsern Dichter nicht nur zum Liebling, sondern auch zum Erzieher unserer Nation gemacht hat, was alle Volksklassen und Altersstufen an seine Charaktere fesselt: denn der Handwerker begeistert sich an Schillers Worten:

Ehret den König seine Würde  
Ehret uns der Hände Fleiss.

Der Soldat jubelt ihm nach:

Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,  
Der Soldat allein ist der freie Mann.

Der Bauer rühmt sich mit Arnold Melchthal:

Der Arm, Herr Freiherr, der die harte Erde  
Sich unterwirft und ihren Schooss befruchtet,  
Kann auch des Mannes Brust beschützen.“

Weil nun das Selbstgefühl in der Jugend am stärksten ist, darum ist es auch ganz in der Ordnung, dass er vorzugsweise ein Liebling der Jugend ist. Diesen Liebling unserer Jugend von seiner religiösen Seite zu beleuchten, ist Zweck und Aufgabe der vorliegenden kurzen Abhandlung, die kein anderes Verdienst für sich beanspruchen mag, als das, was in Sch.'s Schriften an vielen Orten zerstreut sich vorfindet unter einheitlichen Gesichtspunkten zu einem gewissen Ganzen geordnet zu haben. Es ist ja süß genug, von den Strahlen des köstlichen Juwels wieder einmal durchleuchtet zu werden; sagt nämlich Eckermann von Goethe: „Goethe ist ein Diamant, der nach jeder Seite eine andere Farbe spiegelt,“ so kann man auch getrost mit Beste (Goethes und Schillers Religion) behaupten: „Schiller ist ein Diamant, der nach verschiedenen Seiten eine andere Farbe spiegelt.“

Um Schillers religiöses Denken vollständig zu verstehen, muss man zunächst eine gewisse Periodeneinteilung in seinem Leben vernehmen. Nachdem er den positiven Glauben einer frommen Kindheit verlassen und sich seiner Vernunft ausschliesslich anvertraut, um durch „Selbstdenken“, wie es in den philosophischen Briefen heisst, das unbekannte Land der Wahrheit zu entdecken, war er eine Zeit lang in den qualvollen Zustand des Skepticismus hineingeraten, in welchem er an eine Gewissheit jeglicher höheren Erkenntnis zweifelte. So fällt in diese Periode die Ode „die Freundschaft,“ in der offenbar pantheistische Ausdrücke vorkommen:

Freundlos war der grosse Weltenmeister  
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,  
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit:  
Fand das höchste Wesen schon kein gleiches,  
Aus dem Kelch des ganzen Geisterreiches  
Schäumt ihm die Unendlichkeit.

Die Kant'sche Philosophie fördert ihn in seiner dritten Periode wenigstens soweit, dass er das Dasein des lebendigen Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, sowie die Freiheit des Willens mit praktischer Gewissheit festhielt; und als er nun später in seiner vierten Periode über Kant hinaus ging, finden wir von da an in seinen Gedichten überall Spuren, dass ihn diese Gewissheit durch sein ganzes Leben begleitete.

Blicken wir in seine Jugendzeit zurück und denken an seine Spielgefährten Philipp Conz und Karl Moser, so werden wir finden, dass zwar durch die Erzählungen von Schillers Vater ihre Phantasie erfüllt war mit Bildern von Helden und Heldentaten, dass sie sich aber als das Ideal ihres Lebens hinstellten: Prediger zu werden wie der Magister Philipp Moser. Bald jedoch erlitt diese Idee einen bedenklichen Stoss dadurch, dass er von der Ludwigsburger Lateinschule auf Wunsch des Herzogs Karl Eugen v. Württemberg in die im Jahre 1772 gegründete zugleich mit einer Abteilung für künftige Civildienner verbundene militairische Pflanzschule auf der Solitude aufgenommen wurde. An Stelle der Theologie sollte die Jurisprudenz treten, der nach zwei Jahren die Medizin Platz machte.

Wie sehr er aber noch in dieser Zeit die Religion in sein Herz geschlossen, ersehen wir aus den Erstlingen seiner Muse, wenn wir von dem Gedicht absehen, womit er seine Eltern bei seiner Einsegnung in Ludwigsburg überraschte: das erste dieser Gedichte aus dem Jahre 1773 handelte von Moses und das zweite von den Bedrängnissen der ersten Christen. „Das erste einigermaßen lesbare Gedicht“ (Dr. P. Semdt: Aus eines Dichters religiöser Gedankenwelt) aus dieser Periode ist die Ode: „der Abend“ (1776)

Jetzt schwillt des Dichters Geist zu göttlichen Gesängen.  
Lass strömen sie, o Herr, aus höherem Gefühl,  
Lass die Begeisterung die kühnen Flügel schwingen  
Zu Dir, zu Dir, des hohen Fluges Ziel,  
Mich über Sphären, himmeln gehoben,  
Getragen sein vom herrlichen Gefühl,  
Den Abend und des Abends Schöpfer loben,  
Durchströmt vom paradiesischen Gefühl.  
Für Könige, für Grosse ist's geringe  
Die Niederen besucht es nur —  
O Gott, Du gabest mir Natur,  
Teil' Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge.

Sein Vorbild ist in dieser Zeit Klopstock, wie es auch, als Schillers „Eroberer“ (1777) in Haug's Magazin erschien, der Herausgeber offen aussprach: das Gedicht „sei von einem Jüngling, der allem Ansehen nach Klopstocken liest, fühlt und beinahe versteht.“ Dass er seinem Vorbilde nachzustreben sucht, dafür zeugt seine Hymne an den Unendlichen: (Viehoff I. S. 45)

Zwischen Himmel und Erd', hoch in der Lüfte Meer,  
In der Wiege des Sturmes, trägt mich ein Zackenfels,  
Wolken thürmen  
Unter mir sich zu Stürmen,  
Schwindelnd gaukelt der Blick umher,  
Und ich denke Dich, Ewiger.

Deinen schauernden Pomp borge dem Endlichen,  
Ungeheure Natur! Du der Unendlichkeit  
Riesentochter!  
Sei mir Spiegel Jehovahs!  
Seinen Gott dem vernünftigen Wurm  
Orgle prächtig, Gewittersturm.

Horch! er orgelt — den Fels wie er herunter dröhnt  
Brüllend spricht der Orkan Jehovahs Namen aus.  
Hingeschrieben  
Mit dem Griffel des Blitzes,  
Creaturen, erkennt ihr mich?  
Schöne, Herr, wir erkennen Dich!

Gehen wir nun zu der zweiten Periode über, so ist sie ja „die Sturm- und Drangperiode“ seines Lebens. „Das Missverhältnis“, sagt P. Schmidt, „in welchem sich des Jünglings Bildungsdrang, der Reichtum seines religiösen Gemütes, die Wärme seiner jungen poetischen Ader zu der Enge, Regelmässigkeit und Kälte der Stuttgarter Lehr- und Lebensdisciplin befand, mussten die nächsten Jahre seiner Entwicklung schweren inneren Widersprüchen und gewaltsamen, schmerzlichen Lösungen entgegenführen.“ Soviel wird nun einmal fest genug bewiesen sein, hatte Sch. am Anfange seiner Abhandlung von der „Philosophie der Physiologie“ (1779) gesagt, dass das Universum das Werk eines unendlichen Verstandes sei und entworfen nach einem trefflichen Plan. So wie aber das Weltall „durch den allmächtigen Einfluss der göttlichen Kraft aus dem Entwurfe zur Wirklichkeit hin rann und alle Kräfte wirken und in einander wirken, gleich Saiten eines Instruments tausendstimmig zusammenlauten in eine Melodie“ — so soll auch der Geist des Menschen, mit Kräften der Gottheit geadelt, aus den einzelnen Wirkungen Ursach und Absicht, aus dem Zusammenhang der Ursachen und Absichten all den grossen Plan des Ganzen entdecken, aus dem Plan den Schöpfer erkennen, ihn lieben, ihn verherrlichen — oder kürzer erhabener klingend in unseren Ohren: „der Mensch ist da, dass er nachringe der Grösse seines Schöpfers, mit dem Blicke umfasse die Welt, wie der Schöpfer sie umfasst. Gottgleichheit ist die Bestimmung des Menschen. Unendlich zwar ist dieses sein Ideal, aber der Geist ist ewig.“

Das ganze Leben in Stuttgart passte wenig mit dem eben von ihm Gesagten. In dieser Zeit wird er seinem alten Vorbilde untreu und wendet sich allmählig dem Entgegengesetzten zu. Erinnern wir uns daran, wie er zwischen Klopstock und Wieland, „als ihre Silhouetten neben einander hingen, wählte:

Gewiss! bin ich nur über'm Strome drüben,  
Will ich den Mann zur Rechten lieben,  
Dann erst schrieb dieser Mann für mich.  
Für Menschen hat der linke Mann geschrieben,  
Komm' linker Mann, ich küsse Dich —

Diese Umkehr hat aber nicht allein ihren Grund in den engen Verhältnissen auf der Akademie, sondern hauptsächlich in der Beschäftigung mit den Erzeugnissen der damaligen Litteratur. Man denke nur es war die Zeit eines Rousseau, Diderot, Lamettrie, der nach Voltaire's Wort Friedrich's des Grossen „Hofatheist“ wird. Dazu kommt nun mit Hintenansetzung der medizinischen Studien die Lectüre von Plutarch, Ossian, Shakspeare, Lessing, Herder, Leiden Werthers und vor Allem Goetz v. Berlichingen. Nur so können wir die Entstehung der Räuber begreifen. Der erwachende Schiller'sche Genius läuft Sturm gegen die Verderbtheit und Verkommenheit der menschlichen Gesellschaft. Es ist der verzweifelte Aufschrei des darbenden Menschenherzens über die Armut des wirklichen Lebens. „An die Spitze einer Räuberbande musste Karl Moor sich stellen. Nur so konnte Schiller die pressenden Qualen aushauchen und den ernsten erhabenen Zorn, welche seine Seele zermalmten. Aber auch nur so war es möglich, dem Trauerspiel jenen sittlichen Kern zu geben, den es wirklich besitzt . . . Der unvertilgbare Freiheitstrieb des Menschenherzens, die Sehnsucht nach einem höheren edleren Recht, als es die kalten Worte eiserner Gesetzbücher verkünden, die glühenden Tränen um eine gestohlene Unschuldswelt, das sind die Pulsadern dieser gewaltigen Dichtung. Nicht etwa der württembergische Raubgeselle Friedrich Schwan, von dem damals häufig die Rede war, hat Karl Moor zum Räuber gemacht, sondern Plutarch, Rousseau und die Kerkerpforten der Akademie.“

In diesem gewaltigen Sturm lauf verliert er aber auch die Grundlagen, auf denen sein ganzes religiöses Leben bis dahin geruht: „Dogmatik, Kirche, Christentum“ nur nicht die „Religion“, wie wir es klar aus seinen Worten an Weckerlin nach dessen Sohnes Tode sehen:

O in dieses Meeres wildem Wetter,  
Wo Verzweiflung Steu'r und Ruder ist,  
Bitte nur, Geschlagendster der Väter,  
Dass Dir Alles, Alles, nur nicht Gott entwischt.

Doch ist ihm sein Gott nicht ein finsterer, strafender:

Besticht man Dich mit blutendem Entsagen?  
 Durch eine Hölle nur  
 Kannst Du zu Deinem Himmel eine Brücke schlagen?  
 Nur auf der Folter merkt Dich die Natur?

O! diesem Gott lasst unsre Tempel uns verschliessen  
 Kein Loblied fei're ihm,  
 Und keine Freudenträne soll ihm weiter fliessen,  
 Er hat auf immer seinen Lohn dahin.

sondern ein Wesen, das freundlich auf die Menschenkinder herabblickt, wie er es in seinem Lied an die Freude (1785) ausdrückt:

Seid umschlungen, Millionen  
 Diesen Kuss der ganzen Welt;  
 Brüder, über'm Sternenzelt  
 Muss ein lieber Vater wohnen.

Mit einem Male verschwindet dieser gute Geist aus Sch.'s Gedichten; er kennt nur noch in der „Resignation“ (1786) einen unsichtbaren allwaltenden Genius der Welt:

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder!“  
 Rief unsichtbar ein Genius.  
 Zwei Blumen, rief er, hört es Menschenkinder,  
 Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,  
 Sie heissen Hoffnung und Genuss.  
 Wer dieser Blume eine brach, begehre  
 Die andere Schwester nicht.  
 Geniesse, wer nicht glauben kann; die Lehre  
 Ist ewig, wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.  
 Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Die philosophischen Briefe, die er in demselben Jahre veröffentlicht, sind ebenso ein Zeugnis von dieser gewaltigen Veränderung: „Gott und Natur sind zwei Grössen, die sich vollkommen gleich sind. Die Natur ist ein unendlich geteilter Gott. Wie sich im prismatischen Glase ein weisser Lichtstreif in sieben dunklere Strahlen spaltet, hat sich das göttliche Ich in zahllose, empfindende Substanzen gebrochen. Wie sieben dunklere Strahlen in einem hellen Lichtstreife wiederum zusammenschmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes ist das optische Glas, und alle Tätigkeiten der Geister sind nur ein unendliches Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Gefiele es der Allmacht dereinst, dieses Prisma zu zerschlagen, so stürzte der Damm zwischen ihm und der Welt ein, alle Geister würden in einem Unendlichen untergehen, alle Accorde in einer Harmonie in einanderfliessen, alle Bäche in einem Strome aufhören.“ Wollen wir noch einen besseren Beweis für seine pantheistischen Ansichten?

Wie erklären wir uns nun diesen so schleunigst eingetretenen Gegensatz? etwa wie Hoffmeister der da sagt: „Früher glaubte er des äusseren Glückes nicht zu bedürfen, es sich zu machen, es erstürmen zu können. Jetzt nach den herbsten Erfahrungen beklagt er die Unzulänglichkeit der menschlichen Natur, welche Glück und Tugend, Genuss und Glaube, Reales und Ideales nicht mit einander zu verbinden vermöge, so dass der Mensch sich entweder für das Eine oder Andere entscheiden müsse?“ Nein, sondern es ist nicht zu zweifeln, dass Körner, zu dem er im Jahre 1785 kam, an dem Umschwung in der Seele Schiller's grossen Anteil hat. „Körner war unserem Dichter eine wahrhaft notwendige Ergänzung, und wir begreifen, dass unter dem Einfluss der logischen und methodischen Ueberlegenheit des Freundes neben den ersten ästhetisch-philosophischen Untersuchungen auch, um es prosaisch zu sagen, eine eifrige Revision seiner religiösen Ueberzeugungen zum Lieblingsgeschäft der schönen Dresdener und Loschwitzer Muse ward.“ (P. Schmidt.) Da nun die Theologie und Philosophie

seiner Zeit das Universum entgottete und das göttliche Wesen einseitig über die Welt setzte, wandte er sich mit schwärmerischem Verlangen nach dem gottestrunkenen Hellenentum zurück und sang seine sehnsuchtsvolle Klage in den „Göttern Griechenlands“ aus:

Da ihr noch die schöne Welt regiertet  
Wie ganz anders, anders war es da!

Da der Dichtkunst zauberische Hülle  
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand  
Durch die Schöpfung floss da Lebensfülle  
Und was nie empfinden wird, empfand.  
An der Liebe Busen sie zu drücken,  
Gab man höhern Adel der Natur,  
Alles wiess den eingeweihten Blicken,  
Alles eines Gottes Spur.

Ausgestorben trauert das Gefilde  
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick  
Ach von jenem lebenswarmen Bilde  
Blieb der Schatten nur zurück.

Durch Körner lernte er auch die Kantische Philosophie kennen, die er allmählig sich eignete, aber erst 1791 gründlich studirte. Mit dem Jahre 1789 wird Schiller Professor in Jena und sehr bald vom Pantheismus durch die Kantische Philosophie vollständig geheilt. In seinem Enthusiasmus über Kant sagt er in der Abhandlung „Ueber Anmut und Würde“ von ihm: Er ward der Draco seiner Zeit, weil sie ihm eines Solons noch nicht wert und empfänglich schien. Aus dem Sanctuarium der reinen Vernunft „brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesez, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert und fragte wenig darnach, ob es Augen giebt, die seinen Glanz nicht ertragen können.“ Die Ausleger Kants, die ihn nicht verstanden, tut er mit dem spöttischen Worte ab:

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung  
Setzt! Wenn die Könige bauen — haben die Kärner zu tun.

Aber eben die Rigorosität des Kantischen Sittengesetzes wollte und konnte Schiller nicht dulden, weil sie ihm die Würde freier Menschen nicht genug schonte, weil sie als ihr Correlat die sittliche Knechtschaft zu fordern schien. Aber:

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei  
Und wär' er in Ketten geboren;

darum fährt er fort: „Womit hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, dass er nur für die Knechte sorgte? Weil oft sehr unreine Neigungen den Namen der Tugend usurpiren, musste darum auch der uneigennützigste Affect in der edelsten Brust verdächtig gemacht werden? Weil der moralische Weichling dem Gesetz der Vernunft gerne eine Laxität geben möchte, die es zum Spielwerk seiner Convenienz macht, musste ihm darum „eine Rigidität beigelegt werden, die die kraftvollste Aeusserung moralischer Freiheit nur in eine rühmlichere Art von Knechtschaft verwandelt? Denn hat wol der wahrhaft sittliche Mensch eine freiere Wahl zwischen Selbstachtung und Selbstverwerfung, als der Sinnensclave zwischen Vergnügen und Schmerz? Ist dort etwa weniger Zwang für den reinen Willen, als hier für den verdorbenen? Musste schon durch die imperative Form des Moralgesezes die Menschheit angeklagt und erniedrigt werden, und das erhabenste Document ihrer Grösse zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit sein? War es wohl bei dieser imperativen Form zu vermeiden, dass eine Form, die sich der Mensch als Vernunftwesen selbst giebt, die deswegen allein für ihn bindend und dadurch allein mit seinem Freiheitsgeföhle verträglich ist, nicht den Schein eines fremden und positiven Gesezes annahm — einen Schein, der durch seinen radikalen Hang, demselben entgegenzuhandeln (wie man ihm Schuld giebt) schwerlich vermindert werden dürfte!“

Nach der Ueberwindung Kants, die in das Jahr 1795 fällt und von der wir die vierte Periode datiren, tauchen dann wieder an vielen Stellen Gedanken auf, die da zeigen, wie ihn von jetzt an nicht mehr das klare Bewusstsein des „wesentlich gegenwärtigen“ Gottes verliess. Er denkt an jene Zeit zurück als an ein Traumleben zerronnener Ideale:“

Da lebte mir der Baum, die Rose,  
Mir sang der Quelle Silberhall  
Es fühlte selbst das Seelenlose  
Von meines Lebens Wiederhall.

Wie einst mit flehendem Verlangen  
Pygmalion den Stein umschloss,  
Bis in des Marmors kalte Wangen  
Empfindung glühend sich ergoss,  
So schlang ich mich mit Liebesarmen  
Um die Natur mit Jugendlust,  
Bis sie zu athmen, zu erwärmen  
Begann an meiner Dichterbrust.

„Durch jene Aufrichtung der Schranken reiner Vernunft ist Gott für das menschliche Erkennen geradezu unnahbar geworden, aber Wille und Gefühl sind zwei andere Elementarkräfte der Seele:

„Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen  
Und sie steigt von ihrem Weltentron.“

Und: „Dein Eigen ist nur was Du fühltest.  
Soll er Dein Eigentum sein, fühle den Gott, den Du denkst.“

Diese beiden Kräfte umschlingen den für das Suchen und Sehnen der reinen Vernunft unnahbaren Gott mit desto grösserer Inbrunst und der Unfassbare lässt sich umfassen, lieben und im Leben darstellen.“

Dass Schiller an Gott glaubt, ist unzweifelhaft:

Drum edle Seele entreiss Dich dem Wahn  
Und den himmlischen Glauben bewahre!  
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sah'n  
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!  
Es ist nicht draussen, da sucht es der Thor  
Es ist in Dir, Du bringst es ewig hervor.  
(Die Worte des Wahns.)

Und ein Gott ein heiliger Wille lebt  
Wie auch der menschliche wanke;  
Hoch über der Zeit und dem Raume webt  
Lebendig der höchste Gedanke,  
Und ob Alles im ewigen Wechsel kreis't  
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.  
(Worte des Glaubens.)

„Die Beweise für das Dasein Gottes sind hinfällig (P. Schmidt) und über Gott und Göttliches zu speculiren mit dem Anspruch, der Wahrheit selber, wenn auch nur allmähig nahe zu kommen, ist ein müssiges und zugleich anmassendes Geschäft. Einem Schatten, so sagt Schiller, hascht der Mensch fruchtlos nach:

So lange er glaubt, dass dem irdischen Verstand  
Die Wahrheit je wird erscheinen —  
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand  
Wir können nur raten und meinen  
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort  
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Die speculative Gotteserkenntnis lehnt Schiller also mit scharfem Proteste ab. „Wenn sie mich je gehabt hat,“ schreibt er an Humboldt noch in seinem Todesjahre, „so hat sie



mich durch ihre hohlen Formen verscheucht; ich habe auf diesem Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grundideen der Kant'schen Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz und schon allein um ihretwillen muss man sich glücklich fühlen in dieser Zeit gelebt zu haben.“

Dieser „ruhige Geist“, wie er vorhin sagt, ist ihm aber ein lebendiger Gott, wie er es so oft ausdrückt im Tell: dem Muthigen hilft Gott; es lebt ein Gott zu strafen und zu rächen; wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen; und an anderen Stellen mehr. Im „Don Carlos“ ist sein Gott der grosse Künstler der Natur — der gewaltige Ordner der Welt im „Tanz“:

„Ihn“,  
Den Künstler wird man nicht gewahr, bescheiden  
Verhüllt er sich in ewige Gesetze.  
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu  
Ein Gott? sagt er, die Welt ist sich genug!  
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr,  
Als dieses Freigeists Lästern gepriesen.

(Posa.)

Und dir rauschen umsonst die Harmonien des Weltalls?  
Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabenen Gesangs?  
Nicht der begeisterte Tact, den alle Wesen Dir schlagen?  
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum  
Leuchtende Samen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?  
Das du im Spiele doch ehrst, fliest Du im Handeln, das Mass.

Nicht minder erkennt er eine höhere Ordnung der Dinge an, wenn er sagt: „Es giebt Erscheinungen, die den nachdenkenden Geist auf eine höhere Ordnung der Dinge verweisen.“ (Gesch. d. 30j. Krieges) oder:

Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl  
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern  
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.

(Der Spaziergang.)

Auf seine Ideen über die göttliche Vorsehung müssen wir etwas näher eingehen: „Wenn ihm ein Gott lebt, zu strafen und zu rächen“, so muss er auch an eine göttliche Vorsehung glauben: Wo der Mensch nichts als das in freien Lüften schwebende Factum sieht, „sehen höhere Geister die zarten Spinnweben einer Tat durch die ganze Dehnung des Weltalls laufen und vielleicht an den entlegensten Grenzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen“, heisst es in der Vorrede zu Fiesco.

Wie vereinigen wir nun aber seinen Glauben an die göttliche Vorsehung mit den Schicksalsideen in der Braut von Messina und im Wallenstein? Die Braut von Messina ist eine Schicksalstragödie, welche eine Anschauung vertritt, die zu der des Christentums in directem Gegensatz steht. Es liegt ja nichts Auffallendes in solchen Ideen, wenn sie vorkommen in den Werken des klassischen Altertums oder in solchen Dichtungen der Neuzeit, die sich von vorne herein auf den Boden desselben stellen. So wird z. B. in dem Ringe des Polykrates von dem Neide der Götter gesprochen: nach dem Glauben jener Zeit nichts Aussergewöhnliches. Wie ist es aber dann, wenn solche Anschauungen in Dichtungen vorkommen, welche der christlichen Zeit entnommen sind, also auf dem Boden des Christentums stehen?

Man hat sich nämlich lange herum gestritten, ob der Schicksalsbegriff, den sich Schiller gebildet hat, auch in des Dichters sittliche Ueberzeugung übergegangen oder von ihm lediglich als Kunstmittel verwendet sei. Hettner (Gesch. d. deut. Nat.-Lit. im 18. J. III. 2.) bejaht das Erstere, indem er aus gleichzeitigen lyrischen und episch-lyrischen Erzeugnissen schliesst, Schiller habe sich damals nicht nur künstlerisch, sondern auch sittlich in die antike Schicksalsidee eingelebt gehabt. Jul. Schmidt (Weimar und Jena) dagegen behauptet, der Dichter habe in der Braut von Messina seine eigene sittliche Ueberzeugung um des künstlerischen Zweckes willen mit Bewusstsein verleugnet; dass er nicht etwa in der Idee des Fatalismus selber aufgegangen sei, bedürfe keines Beweises. Sehr klar und bestimmt drückt sich Joseph Bayer

(„Von Gottsched bis Schiller“. — Im Schiller-Lexicon citirt) aus: Für Schiller war das Geschick nichts Anderes, als ein künstlich zurecht gelegtes Mittel, um einen erhöhten Schauer der tragischen Wirkung hervorzubringen; sonst benutzt er den antiken Schicksalsglauben mit ebensowenig innerlichem Anteil für seine theatralischen Zwecke, wie das Motiv der christlichen Inspiration in der „Jungfrau von Orleans.“ — Also nicht durch ein bestimmtes Princip, sondern durch den augenblicklichen Impuls lässt der Dichter sich leiten, wie es ihm gerade am bequemsten ist, seinen Ideen einen passenden poetischen Ausdruck zu geben. Aus demselben Grunde finden wir z. B. die griechische Mythologie selbst angewandt, wo sie, um uns dieses Ausdrucks zu bedienen, dem Costum des betreffenden Gedichtes durchaus fernliegt. Wir denken hier namentlich an den Spaziergang. Obgleich der Rahmen desselben nicht wie in dem verwandten Gedicht: „das Eleusische Fest“, dem Altertum entnommen ist, sondern der Dichter seine kulturhistorischen Betrachtungen an Naturbilder knüpft, welche sich ihm in der Gegenwart darbieten, so „müssen ihm doch Ceres, Minerva, selbst die alte Cybele erscheinen, um diesem Kreislauf des Lebens einen poetischen Reiz zu verleihen.“ (Jul. Schmidt. Littertg.) Es ist also nur ein Beweis von der hohen Kunst des Dichters, wenn es ihm gelungen ist, „die griechischen und die deutschen Vorstellungen so in einander zu verweben, dass Farben und Stimmungen einander wechselseitig verklären.“ (Jul. Schmidt). — So ist denn auch der grösste Theil jener Stellen in der Braut von Messina, in denen die griechische Mythologie hervortritt, eben daher zu erklären, dass dem Dichter gerade diese Art, seine Gedanken zum poetischen Ausdrucke zu bringen, als die bequemste und treffendste erschienen ist, ohne dass ihm auch nur der Gedanke gekommen wäre, es könnte Jemand etwas Anderes darin sehen als gerade dieses.

Es sind ja in dieser Tragödie so zahlreiche Stellen, in denen eine Mehrheit von Göttern erwähnt wird, ohne dass damit irgendwie der Glaube an dieselben im Gegensatz zu dem einigen Gott betont werden soll. Um nur eins von den vielen Beispielen herauszugreifen: Wenn der Chor, um den Gedanken auszusprechen, dass nicht eine friedliche Beschäftigung, sondern der Kampf den Mann zum Gebieter der Erde mache, singt:

Aber nicht, wo die goldene Ceres lacht  
Und der friedliche Pan der Flurenbehüter,  
Wo das Eisen wächst in des Berges Schacht  
Entspringen der Erde Gebieter

so entspricht dies ganz der im Spaziergange angewendeten Darstellungsweise. Am Schluss der Tragödie ist der vorhin gänzlich verlassene Boden des Christentums wieder gefunden und mit den Worten:

Reich ist die Christenheit an Gnadenbildern  
Zu denen wallend ein gequältes Herz  
Kann Ruhe finden, — — — —  
Vielkräftig ist auch das Gebet der Frommen,  
Sie haben reichen Vorrat an Verdienst  
Und auf der Stelle, wo ein Mord geschah,  
Kann sich ein Tempel reinigend erheben,

weist Isabella hin auf die Gnadenmittel, welche der Glaube ihrer Zeit wirklich dem Reuigen darbot. Uebrigens ist die Braut von Messina bei ihrer Beurtheilung als Tragödie nicht sehr glimpflich behandelt und Vischer (Aesthet. Bd. IV. p. 1426) sagt geradezu: „Was den Griechen normal war, ist uns abnorm, daher ist eine moderne Schicksalstragödie eine schlechte Tragödie.“

Viel leichter ist es, den Grund zu finden, wie die Schicksalsidee in Wallenstein hineingekommen ist. Schiller schreibt nämlich selbst in einem Briefe an Körner über Wallenstein: „In seinem Betragen war er schwankend und unentschlossen, in seinen Plänen phantastisch und excentrisch und in der letzten Handlung seines Lebens, der Verschwörung gegen den Kaiser, schwach und unbestimmt, ja sogar ungeschickt. Darum nicht geeignet zu einem tragischen Helden, musste er durch edlere Züge uns menschlich näher gebracht werden.“

Schiller fühlte also das Traurige eines solchen untätigen Helden und brachte ermuntert durch Goethes Rat, als neues entschuldigendes Moment die Astrologie hinein, also das Schicksal

mit seinem bestimmenden Einfluss auf die Denk- und Handlungsweise der Sterblichen. Zwar hatte er noch 1792 in seiner Abhandlung über die tragische Kunst entschieden sich gegen die Wiedereinsetzung des Schicksals ausgesprochen, weil eine blinde Unterwürfigkeit unter dasselbe immer demütigend und kränkend für freie sich selbst bestimmende Wesen sei. Aber Humbolds Einfluss und die Lecture der griechischen Tragiker brachte hierin eine Wandlung in ihm hervor. Jene allwaltende Gottheit, die im Hintergrund des ganzen griechischen Lebens tätig war, die in dem Schaffen der Naturkräfte, in den dunklen Sprüchen der Orakel sich äusserte, und deren Willen die Götter vollziehen, indem sie sich oft mit dem Schicksal geradezu identificiren, sagte ihm so zu, dass er wie wir vorhin gesehen haben, in seinen Dramen häufig davon Gebrauch machte. Geglaubt hat er seit der Kantischen Zeit sicher nicht daran.

Deutlich und klar spricht sich Schiller über die Fortdauer des Menschengestes nach dem Tode aus. Hatte er auch früher in den Zeiten seines theosophischen Pantheismus skeptische Anwendungen, die die „Resignation“ und das später unterdrückte philosophische Gespräch im „Geisterseher“ hervorbrachten, so war doch das letzte Resultat von Schillers religiösem Denken der feste unerschütterliche Glaube: Der Tod ist nicht das Ende der Menschen“ (P. Schmidt) Ist das Gedicht „Trost am Grabe“, welches mit den Worten beginnt:

Trockne Deine Tränen, gute Seele,  
Nur den Staub umschliesst des Grabes Höhle  
Geister können nicht wie Staub vergehn!

ächt, so brauchten wir ja nicht mehr nach Beweisen von ihm für die Unsterblichkeit des Geistes zu suchen. Aber auch abgesehen davon sind sie vorhanden. Zunächst bezeugt die Wolzogen es aus seinen letzten Aeusserungen, wie er von dem Christentum rühmt: „es habe die Geistigkeit des Daseins erhöht und der Menschheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Aussicht eröffnet.“ Ferner ersehen wir es aus dem „Trostbrief“, den er an den trauernden Vater Hoven's schreibt, als dessen jüngerer Bruder gestorben war: „Ihr Sohn ging zu dem zurück, von dem er gekommen ist. So kam er früher und rein behalten dahin, wohin wir später, aber auch schwerer beladen mit Vergehungen gelangen. Er verlor nichts und gewann Alles. Bester Vater meines geliebten Freundes, das sind nicht auswendig gelernte Gemeinprüche, die ich Ihnen hier vorlege, es ist eignes wahres Gefühl meines Herzens, das ich aus trauriger Erfahrung schöpfen musste!“ Bedarf es der Beweise noch mehr?

Gewaltig ist dagegen die Fülle der Gedanken im Hinblick auf die Ewigkeit und auf das Leben in derselben: Wie oft richtet er seinen sehnsuchtsvollen Blick auf ein besseres Jenseits im eigentlichen Sinne des Wortes. Nachdem er in seinem Gedichte „Hoffnung“ gesagt, dass der Mensch noch am Grabe die Hoffnung aufpflanze, fährt er fort:

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,  
Erzeugt im Gehirne der Thoren.  
Im Herzen kündigt es laut sich an  
Zu was Besserm sind wir geboren,  
Und was die innere Stimme spricht,  
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Derselbe Gedanke findet sich im „Lied von der Glocke“:

Noch köstlicheren Samen (als die Saat des Sämanns) bergen  
Wir trauernd in der Erde Schooss  
Und hoffen, dass er aus den Särgen  
Erblihen soll zum schönern Loos.

Soll er diese Hoffnung auf ein zukünftiges Leben noch deutlicher ausdrücken als im Tell? (IV. A. II. Sc.)

Seht, welcher Glanz sich um sein (Attinghausen's) Aug' ergiesst!  
Das ist nicht das Erlöschen der Natur  
Das ist der Strahl schon eines neuen Lebens.

So schallt uns also auch aus Schillers Munde das: „sursum corda: Empor die Herzen!“ entgegen, welches die Religion, welches das Christentum der Menschheit zuzurufen nicht müde

wird, so ist auch Deutschlands grosser Dichter ein neuer Beweis für die alte Wahrheit, welche schon der grosse afrikanische Bischof Augustinus am Anfange seiner „Bekenntnisse“ so schön mit den Worten ausgesprochen hat: „Du hast uns, o Gott, mit einem Zuge und einer Sehnsucht nach Dir erschaffen, und darum ist das Herz unruhig, bis es ruhet in Dir.“

Dass er eines frohen glücklichen Wiedersehens gewiss ist, klingt uns aus dem Nachruf an dem Grabe des jungen Weckerlin entgegen:

Fahr denn wohl, Du Trauter unserer Seele,  
Eingewiegt von unsern Segnungen  
Schlummre ruhig in der Grabeshöhle  
Schlummre ruhig bis auf Wiedersehn!

Nicht in Welten wie die Weisen träumen  
Auch nicht in des Pöbels Paradies  
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen  
Aber wir ereilen Dich gewiss.

Aber auch ferner:

Du verlierst mich Karl —  
Auf viele Jahre — Thoren nennen es  
Auf ewig. (Posa.)

Ob ich den Verlorenen gefunden?  
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,  
Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,  
Dort wo keine Thräne wird geweint.

Dortem wirst auch Du uns wiederfinden,  
Wenn Dein Lieben unserm Lieben gleicht.  
(Thekla.)

Auf Wiedersehn in einer andern Welt  
(Lionell.)

Lebt wohl, ihr gefallenen Brüder,  
In einer andern Welt wieder.“ (Schlacht.)

Darum war ihm auch Furcht vor dem Tode ein fremder Begriff; es erregt ihm ein solches Gefühl, -wo es vorkommt, Erstaunen, wie er es in den „Horen“ ausdrückt:

Vor dem Tode erschrickst Du? Du wünschest unsterblich zu leben?

Es ergreifen ihm im Gegentheil Gedanken der Freude und besonders im Hinblick auf die Vergeltung und auf den Frieden und die Ruhe, die dem Dulder dort zu Teil wird:

Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!

Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,  
Das harte Dulden ist ihr schweres Loos  
Durch strengen Dienst muss sie geläutert werden;  
Die hier gedienet wird dort oben gross.  
(Jungfrau.)

Duldet muthig, Millionen!  
Duldet für die bessre Welt!  
Droben überm Sternenzelt  
Wird ein grosser Gott belonen!

Brüder, überm Sternenzelt  
Richtet Gott, wie ihr gerichtet.  
(An die Freude.)

Ueber den Tod seiner Mutter schreibt er: „Möge der Himmel der theuern Abgeschiedenen mit reichen Zinsen vergelten, was sie im Leben gelitten und für die Ihrigen getan.“

Den reinen Geistern aber darf nichts von ihren frühern Schlacken mehr anhaften:

Dort ist auch der Vater, frei von Sünden,  
Den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.  
(Thekla.)

Wahrheit und Klarheit wird dann die Geister umleuchten, die hier nach Erkenntnisgerungen:

Was wir als Schönheit hier empfunden,  
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.  
(Die Künstler.)

Schon enthüllt sind Dir die Rätsel alle,  
Wahrheit schlürft Dein hochentzückter Geist  
Wahrheit, die im tausendfachen Strahle  
Von des grossen Vaters Kelche flusst.  
(Elegie auf den Tod eines Jünglings.)

Schiller fügt zu den eben angeführten, vielfachen Aussprüchen über die Unsterblichkeit noch die Behauptung hinzu: „dass die Menschheit im Allgemeinen, wie sie nun einmal ist, zu ihrer sittlichen Stärkung den Glauben an die Unsterblichkeit nicht entbehren kann: „Obgleich derjenige im Reiche der Geister unstreitig eine höhere Stelle bekleiden würde, der weder die Reize der Schönheit noch die Aussichten auf eine Unsterblichkeit nötig hätte, um sich bei allen Vorfällen der Vernunft gemäss zu betragen, so nötigen doch die bekannten Schranken der Menschheit selbst den rigidisten Ethiker, von der Strenge seines Systems etwas nachzulassen, ob er demselben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl des Menschengeschlechts, das durch unsere zufällige Tugend gar übel besorgt sein würde, noch zur Sicherheit an den beiden starken Ankern der Religion und des Geschmackes zu befestigen.“

Seine Ansichten über die christliche Religion hat er klargelegt in einem Briefe an Goethe: „Ich finde in der christlichen Religion virtualita (der Kraft nach) die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten — — — Hält man sich an den eigentlichen Charakterzug des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts Anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will.“ (Es ist unter dieser freien Neigung wol die Liebe zu Gott und zu den Menschen zu verstehen, welche im Christentum als das edelste und vollkommendste Motiv aller Sittlichkeit bezeichnet ist.)

„Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion.“

Wie sehr er von der Wahrheit des eben Gesagten durchdrungen war, ersehen wir wol aus den Johannitern:

Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in einem  
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich.

und aus den vier Weltaltern:

Die Götter sanken vom Himmelstron  
Es stürzten die herrlichen Säulen  
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn  
Die Gebrechen der Erde zu heilen.  
Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust  
Und der Mensch griff denkend an seine Brust.

Wir wollen nun noch einen kurzen Blick auf unseres Dichters Ansichten darüber werfen, wie er sich den Zwiespalt in der Seele des Menschen, den der Apostel Paulus mit den Worten ausdrückt: „Das Wollen liegt mir nahe, aber das Vollbringen finde ich nicht; denn das Gute, was ich will, tue ich nicht, sondern das Böse, was ich nicht will, das tue ich — — Ich fühle ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, welches dem Gesetze meines Geistes widerstreitet;“ denkt und welches Hilfsmittel er in diesem Kampfe zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, Pflicht und Neigung, zwischen dem geistigen und tierischen Teile des Menschen gefunden hat.

Seine Abhandlungen: „Ueber Anmut und Würde“, „Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten“, „Ueber das Pathetische“, „Ueber naive und sentimentale Dichtung“, „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“ berühren in vielfacher Art diesen Punkt. So heisst es z. B. in „Anmut und Würde“: „Es lassen sich im Ganzen dreierlei Verhältnisse denken, in welchen der Mensch zu sich selbst d. h. sein sinnlicher Teil zu seinem vernünftigen, stehen kann: der Mensch unterdrückt entweder die Forderungen seiner sinnlichen Natur, um sich den höheren Forderungen seiner vernünftigen gemäss zu verhalten; oder er kehrt es um und ordnet den vernünftigen Teil seines Wesens dem sinnlichen unter und folgt also blos dem Stosse, womit ihn die Naturnotwendigkeit fortreibt; oder die Triebe des letzteren setzen sich mit den Gesetzen des ersteren in Harmonie und der Mensch ist einig mit sich selbst.“ Es ist ihm wahrhaftig nicht leicht geworden, das innere Gleichgewicht so schnell zu finden.

Zwischen Sinnerglück und Seelenfrieden  
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl,

sagt er in seinem Gedicht: „das Ideal und das Leben“. Wie er später gewählt, werden wir sehen, wie er anfangs gewählt, zeigt uns „der Kampf“

Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,  
Den Riesenkampf der Pflicht.  
Kannst Du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,  
So fordre, Tugend, dieses Opfer nicht.

Geschworen hab' ich's, ja, ich hab's geschworen  
Mich selbst zu bändigen.  
Hier ist Dein Kranz, er sei auf ewig mir verloren!  
Nimm zurück und lass mich sündigen.

und die „Resignation“:

Geniesse, wer nicht glauben kann. — —  
— — — Wer glauben kann, entbehre!

(Unter Glauben versteht Schiller hier, wie auch sonst vielfach nicht blos im engern Sinn das Fürwahrhalten gewisser auf ein Jenseits bezüglicher Wahrheiten, sondern überhaupt die Hin-gebung an alle edlere Regungen, Ahnungen und Bestrebungen, wie sie dem Menschen durch die Vernunft nahe gelegt werden, im Gegensatze zu den materiellen greifbaren Genüssen, deren vermittelndes Organ die Sinnlichkeit des Menschen ist.) Wie absprechend urteilt er nun später über die Sinnlichkeit! „Nichts ist edel, als was aus der Vernunft quillt. Alles, was die Sinnlichkeit für sich hervorbringt, ist gemein. Wir sagen von einem Menschen, er handele gemein, wenn er blos den Eingebungen seines sinnlichen Triebes folgt. — — — Bei allen Schranken seiner sinnlichen Natur dennoch treu und beharrlich seine Pflicht tun und in den Fesseln der Materie dem heiligen Geistesgesetz unwandelbar folgen, dies ist erhehend und unserer Bewunderung wert.“ (Ueber das Pathetische.) „Der sinnliche Trieb ist ohne Aufhören geschäftig, den Willen in sein Interesse zu ziehen, der doch unter sittlichen Gesetzen steht und die Verbindlichkeit auf sich hat, sich mit den Ansprüchen der Vernunft nie im Widerspruch zu befinden. — — — Rohen Gemüthern, den es zugleich an moralischer und an ästhetischer Bildung fehlt, giebt die Begierde unmittelbar das Gesetz, und sie handeln blos wie ihren Sinnen gelüftet.“ (Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten.) „Ein solcher Mensch (der den Naturtrieb über sich herrschen lässt) empört nicht blos den moralischen Sinn, auch der ästhetische wird sich mit Ekel von einem solchen Anblick abwenden, bei welchem nur die Begierde ihre Rechnung finden kann.“

Das Mittel, jenen innern Kampf zu schlichten, ist „die ästhetische Ausbildung des Menschen durch die Kunst. Sie soll das nothwendige Gegengewicht bilden gegen den störenden die Kräfte des Menschen entzweihenden Einfluss der Cultur und des Staatslebens; sie soll als verbindendes Mittelglied zwischen Vernunft und Sinnlichkeit eintreten, beide mit einander versöhnend, indem sie die letztere veredelt und zur ersteren mit ihren Gesetzen emporhebt.“

In seinem Gedichte: „Das Ideal und das Leben“ giebt er uns den Rat, uns dieses Mittels zu bedienen und zeigt uns in „Anmut und Würde“, wie durch die ästhetische Bildung der Mensch von der hemmenden Gewalt der Sinnlichkeit befreit und zugleich befähigt werden soll, die Gebote der Vernunft gerne zu erfüllen: „Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen bis zu dem Grade versichert hat, dass es dem Affect die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu stehen. Darum sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Character ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich sein kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als dass sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn blos der Instinct in ihr handelte, übt sie der Menschlichkeit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmütigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen. Darum weiss sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns und es fällt ihr nicht mehr ein, dass man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Zögling der Sittenregel, so wie das Wort des Meisters ihn fordert, jeden Augenblick bereit sein wird, vom Verhältnis seiner Handlungen zum Gesetze die strengste Rechnung abzulegen. Das Leben des Letzteren wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet sieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Principien der Kunst lernen könnte. Aber in einem schönen Gemälde sind, wie in einem Tizianischen Gemälde, alle jene scheidenden Grenzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt nur desto wahrer, lebendiger und harmonischer hervor. In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren.“ —

Zum Schlusse stellen wir uns nun die ganz offene Frage: War Schiller gläubig oder nicht?

Wir müssen aus dem eben Gelesenen folgern: Schiller ist im Laufe der Jahre dem Christentum wieder näher gekommen, als er es wissen wollte. Wenn man unter Glauben das Fürwahrhalten der christlichen Dogmen versteht, so war er nicht gläubig; ist aber das Christentum die Religion des stetigen Gottesbewusstseins, das Streben nach Gotteskindschaft, nach seliger Einheit von Gott und Mensch, so war er gläubig!

Das bekannte Wort des „Dichturfürsten“ über seinen Freund möge die kleine Abhandlung schliessen:

Es glühte seine Wange rot und röter  
 Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,  
 Von jenem Mut, der früher oder später  
 Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,  
 Von jenem Glauben, der sich stets erhöhet,  
 Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,  
 Damit das Gute wirke, wachse, fromme,  
 Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Und manche Geister, die mit ihm gerungen,  
 Sein gross Verdienst unwillig unerkannt,  
 Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen  
 In seinem Kreise willig festgebannt.  
 Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,  
 Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.  
 So feiert ihn! Denn, was dem Mann das Leben  
 Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

**Hermann Blaskowitz.**

# Bericht

über das Schuljahr von Ostern 1878 bis Ostern 1879.

## I. Chronik der Schule.

Der Anfang des Schuljahres wurde durch einen Lehrerwechsel bezeichnet, indem der Schulumtscandidat Guettke die Schule nach einjähriger Wirksamkeit verliess, um sich in Königsberg für das Examen pro facultate docendi vorzubereiten. Seine Stelle wurde durch das Lehrercollegium bis zum 12. August vertreten, an welchem Tage die Einführung seines Nachfolgers, des Schulumtscandidaten Atzler durch den Unterzeichneten erfolgte. Um Michaelis trat der ordentliche Lehrer Jordan einen auf die Zeit eines halben Jahres ihm bewilligten Urlaub an, den er zur Absolvirung eines Cursus an der Königlichen Turnlehrerbildungsanstalt zu Berlin verwendet, und wurde als sein Stellvertreter der Schulumtscandidat Joergens Seitens des Königlichen Provinzial-Schulcollegiums der hiesigen Schule überwiesen.

In den Herren Guettke und Joergens verliert die Schule zwei treue und gewissenhafte Lehrer, welche innerhalb des Lehrercollegiums ein freundliches Andenken sich gesichert haben. Tief einschneidend ist auch der Verlust, welchen die Anstalt durch die Versetzung des ordentlichen Lehrers Dr. Müller nach Freiburg i. Schl. Ende März h. a. erfuhr. Seit August 1875 hat derselbe an der höhern Bürgerschule mit sichtbarem Segen gewirkt und sich durch das rufige Gleichmass seines Wesens, sowie durch die eifrige Erfüllung seiner Amtspflichten die Liebe seiner Schüler, die Anerkennung seiner Collegen erworben, deren wärmste Wünsche er in sein neues Amt hinüberträgt.

Der Gesundheitszustand des Lehrercollegiums darf als erfreulich bezeichnet werden. Bloss zwei Lehrer sind durch Krankheit an der Wahrnehmung ihrer Amtspflicht behindert gewesen, der eine vom 26.—31. August wegen einer Erkältungskrankheit und vom 7.—12. März h. a. wegen einer Fusswunde, der andere vom 18.—21. Dec. v. J. wegen eines Halsleidens. Dagegen war der Gesundheitszustand unserer Schüler im Zusammenhang mit den besonderen Witterungsverhältnissen des Jahres nicht günstig. Einerseits haben die gewöhnlichen Kinderkrankheiten, wie Masern, Scharlach, Bräune u. s. w. niemals ganz aufgehört, andererseits sind seit den Herbstferien ungewöhnlich viele Erkältungskrankheiten hervorgetreten, welche einzelne Schüler zum Theil auf lange Zeit von der Schule fern hielten. Dazu kommt noch die Kurzsichtigkeit, resp. Schwachsichtigkeit mehrerer Schüler, obwohl dies Uebel in unserer Anstalt noch lange nicht die bedrohliche Ausdehnung hat, wie in anderen höhern Schulen.

Am 7. Juli v. J. starb der Tertianer Otto Hundrieser an der Schwindsucht, ein wohlgearteter, fleissiger Knabe, dessen früher Tod Lehrer und Schüler mit tiefer Trauer erfüllt hat.

Am 2. Juni, dem Sonntage Exaudi, fand in der hiesigen altstädtischen Kirche die Einsegnung der Confirmanden statt und am darauf folgenden Mittwoch die gemeinsame Communion von Lehrern und Schülern der Anstalt.



In zweien Morgenandachten, von denen die eine der Unterzeichnete, die andere der ordentliche Lehrer Blaskowitz abhielt, wurde der beiden ruchlosen Attentate auf das geheiligte Leben seiner Majestät, unseres Kaisers und Königs, gedacht und ein Gebet um allerhöchst dessen Erhaltung angeknüpft. Desgleichen hat der Schulamts Candidat Joergens am 6. Dec. in geeigneter Ansprache vor allen versammelten Schülern die Rückkehr seiner Kaiserlichen Majestät in die Hauptstadt des deutschen Reichs gefeiert.

Am 14. Juni wurde die vorschriftsmässige Revaccination der hierzu verpflichteten Schüler in Gegenwart des Unterzeichneten von dem Herrn Dr. Pensky vorgenommen.

Am 18. Juni wurde das Schulfest durch einen Ausflug nach dem Buyliner Forste unter vielfältiger Betheiligung von Angehörigen der Schüler fröhlich begangen. Von der Sammlung zur Bestreitung der allgemeinen Unkosten blieben noch 19 Mark 20 Pfennige übrig, mit welchen der letzte auf 19 Mark sich belaufende Rest der Rechnung für den vor zwei Jahren angeschafften Regulator beglichen wurde.

Die bereits vorbereitete Sedanfeier musste ausfallen, da der auf den zweiten September gelegte Viehmarkt die Strassen der Stadt zum Theil unpassirbar macht.

Am 10. September v. J. und am 1. März d. J. fanden unter dem Vorsitze des Herrn Geheimen Regierungs- und Provinzialschulrathes Dr. Schrader die beiden Abiturientenexamina der Anstalt statt, worüber die näheren Angaben weiter unten sich finden.

Am 22. März wurde zur Feier des Geburtstages unseres allergnädigsten Königs und Kaisers ein öffentlicher Actus veranstaltet. Herr Dr. Müller hielt die Festrede über die pädagogische Bedeutung der verschiedenen Unterrichtsfächer.

Die öffentliche Prüfung sämmtlicher Schüler ist auf den 4. April angesetzt und wird die Entlassung der Abiturienten sich anschliessen. Am folgenden Tage erfolgt der Schluss des Schuljahres mit der Vertheilung der Censuren. Das neue Schuljahr wird

Montag den 21. April

beginnen.

## 2. Amtliche Verordnungen von allgemeinerem Interesse.

Seitens des hiesigen Magistrats sind folgende Verfügungen zu bemerken:

1) 7. Mai 1878: Die Vertretung der vacanten Lehrerstelle für neuere Sprachen durch das Lehrercollegium soll honorirt werden.

2) 14. August 1878: Dem am 12. August eintretenden Schulamts Candidaten Atzler wird der volle Monatsgehalt bewilligt.

Folgende Verfügungen des Königlichen Provinzial-Schul-Collegiums sind besonders hervorzuheben:

1) 4. April 1878: Benachrichtigung, dass die Civilabtheilung der Königlichen Centralturnanstalt zu einer selbstständigen Anstalt, der Königlichen Turnlehrer-Bildungs-Anstalt, umgebildet worden ist.

2) 12. Juni 1878: Genehmigung der provisorischen Anstellung des Schulamts Candidaten Atzler.

3) 17. Juni 1878: Uebermittelung eines Erlasses des Königlichen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten: Die Theilnahme von Schülern an politischen Vereinen ist unbedingt verboten; wegen unehrerbietiger Aeusserungen von Schülern gegen Seine Majestät und gegen Mitglieder unserer erlauchten Dynastie ist mit den schärfsten Mitteln der Schuldisciplin einzuschreiten. Zu den Lehrercollegien wird das wohl begründete Vertrauen ausgesprochen, dass die Schule den rechten Weg zu finden wissen werde, um Hand in Hand mit der um das sittliche Wohl ihrer Glieder besorgten Familie solchen Umgang und solche Lectüre von der ihr anvertrauten Jugend fern zu halten, welche

ebenso die Grundlagen des Staates und der Gesellschaft, wie die religiös sittliche Lebensführung und die patriotische Gesinnung der Schüler zu gefährden geeignet sind.

4) 25. Juni 1878: Revaccinirte Schulkinder sind auf die Dauer von 14 Tagen von der Theilnahme an Turnübungen zu entbinden.

5) 23. Juli 1878: Dem ordentlichen Lehrer Jordan wird ein halbjährlicher Urlaub Behufs Eintrittes in die Königliche Turnlehrerbildungsanstalt zu Berlin bewilligt.

6) 21. August: Der Schulamts Candidat Joergens wird der hiesigen höheren Bürgerschule als Stellvertreter des beurlaubten ordentlichen Lehrers Jordan überwiesen.

7) 18. October 1878: Betreffend die Form der Vereidigung von Lehrern.

### 3. Lehrapparat.

Bibliothek und Sammlungen sind nach Massgabe der verfügbaren Mittel vervollständigt und erweitert worden.

### 4. Lehrverfassung.

Da im vorjährigen Programm eine ausführliche Darstellung der Lehrverfassung sich vorfindet, so wird hierauf um so mehr verwiesen, da keine wesentlichen Aenderungen eingetreten sind.

Gelesen und erklärt wurden während des abgelaufenen Schuljahres in Secunda neben der ständigen Lectüre Göthe's *Götz von Berlichingen*, Schiller's *Maria Stuart*, Schiller's *Jungfrau von Orleans*, Lessing's *Minna von Barnhelm*, Cicero's erste catilinarische Rede und von der zweiten cap. 1—6, Ovid's *Metamorphosen* lib. XIII 1—399 und lib. XI 1—193, Racine's *Athalie*, in Tertia Caesar de bello gallico lib. V.

In Secunda wurden folgende Themata zu deutschen Aufsätzen bearbeitet:

1) Inwieweit hat Göthe's „Schatzgräber“ Recht mit dem Ausspruche: „Armuth ist die grösste Plage, Reichthum ist das höchste Gut“.

2) Jung gewohnt, alt gethan.

3) „Götz von Berlichingen“, ein Characterbild des deutschen Ritterthums nach Göthe.

4) Wodurch stieg und wodurch fiel der römische Staat? (Clausurarbeit.)

5) Warum sind so viele Menschen mit ihrem Stande und Berufe unzufrieden?

6) Die Würde und Bürde des Soldatenstandes.

7) Hoffnung, Erwartung, Vertrauen, Zuversicht — eine synonymische Erörterung.

8) Welche Stellung nehmen die Lords Burleigh und Skrewsbury zur Katastrophe in Schillers „Maria Stuart“ ein?

9) Metrische Umsetzung einer Scene aus Göthe's „Götz von Berlichingen“ in fünffüssige Jamben.

10) Metrische Umsetzung der 42. Romanze aus Herder's „Cid“ in fünffüssige Jamben.

11) Welchen Einfluss hat die Küstenentwicklung eines Landes auf die Kultur seiner Bewohner?

12) Es ist nicht Alles Gold, was glänzt. (Clausurarbeit.)

## 5. Tabellarische Uebersicht des Lehrplanes und der Vertheilung der Lectionen unter die Lehrer während des Schuljahres Ostern 1878/79.

	Secunda. Ord.: Blaskowitz.	Tertia. Ord.: Atzler.	Quarta. Ord.: Dr. Müller.	Quinta. Ord.: Joergens resp. Jordan.	Sexta. Ord.: Marold.	Erste Vorclasse. Ord.: Puschke.	Zweite Vorclasse. Ord.: Klein.	Wöchentlich Stunden.
Dr. Schwarz	3 Deutsch. 6 Mathematik.	6 Mathematik.						15 St.
Blaskowitz.	2 Religion. 2 Geschichte. 1 Geographie. 4 Lateinisch.	2 Religion. 2 Geschichte. 1 Geographie.			8 Lateinisch.			22 St.
Dr. Müller.	2 Physik. 2 Chemie. 1 Naturgeschichte.	1 Physik. 2 Naturgeschichte. (Chemie.)	6 Lateinisch. 2 Naturgeschichte. 5 Mathematik. 2 Rechnen.					23 St.
Atzler.	4 Französisch. 3 Englisch.	4 Französisch. 4 Englisch.	4 Französisch.	4 Französisch.				23 St.
Jordan resp. Joergens.		4 Lateinisch. 3 Deutsch.	3 Deutsch. 2 Geschichte.	6 Lateinisch. 2 Geschichte.	1 Geschichte.			21 St.
Rieder.			2 Religion. 2 Geographie.	3 Religion. 4 Deutsch. 2 Geographie. 4 Rechnen.	2 Geographie.	3 Religion.	3 Religion.	25 St.
Marold.	2 Zeichnen.	2 Zeichnen.	2 Zeichnen. 2 Schreiben.	2 Zeichnen. 2 Schreiben.	3 Religion. 2 Naturgeschichte. 2 Zeichnen. 2 Schreiben. 2 Singen.	1 Singen combinirt.		26 St.
Puschke.				2 Naturgeschichte.	6 Rechnen.	7 Deutsch. 2 Anschauung. 7 Rechnen. 2 Geographie.		26 St.
Klein.					4 Deutsch.	4 Schreiben.	8 Deutsch. 1 Anschauung. 5 Rechnen. 4 Schreiben.	26 St.
Wöchentl.	34 St.	34 St.	34 St.	33 St.	32 St.	26 St.	22 St.	

Der Turnunterricht wird 2 mal wöchentlich in je 3 Stunden und in 2 Abtheilungen erteilt.

## 6. Abiturientenexamen.

Für den Michaelistermin hatten sich zwei Abiturienten gemeldet, von denen indessen nur einer — Otto Schreiner — die Prüfung bestand. Die Zahl der Meldungen für den Ostertermin betrug 6; ein Abiturient trat nach der schriftlichen Prüfung zurück und einer bestand die mündliche Prüfung nicht; von den vier übrigen wurde einer dispensirt und erhielt nebst zwei anderen das Zeugniß der Reife mit dem Prädicate „gut bestanden“.

Für den Michaelistermin war das deutsche Thema: Wodurch stieg und wodurch fiel der römische Staat? für den Ostertermin: Warum verdient Friedrich II. den Beinamen der Grosse?

Die mathematischen Aufgaben für beide Termine waren:

1) Ein Apotheker kauft für 64 Mark von einem chemischen Präparate, hat noch  $66\frac{2}{3}\%$  Unkosten aufgewandt und verkauft das Präparat um das Doppelte des Fabrikpreises. Wieviel  $\%$  hat er gewonnen?

2) A und B stehen eine gleiche Anzahl von Tagen, aber mit verschiedenem Tagelohne, in Arbeit. A versäumt 12 Tage und verdient 72 Mark, B versäumt 4 Tage und verdient 110 Mark. Hätte A 4 Tage versäumt und B 12 Tage, so hätte B immer noch 2 Mark mehr verdient als A. Wie lange standen sie in Arbeit?

3) Ein Dreieck zu construiren aus der Differenz der beiden Segmente, in welche die Grundlinie durch die Höhe zerfällt, aus der Höhe und aus der Differenz der beiden Winkel an der Grundlinie.

4) Den Flächeninhalt eines Kreissegmentes zu berechnen, dessen Sehne gleich  $\frac{2}{7}$  der Peripherie ist, wenn der Flächeninhalt des Kreises = F gegeben ist. Die Zahlenrechnung ist auszuführen für  $F = 2,638 \square M$ .

5) Jemand hatte in einem Geschäft 227500 Mk. angelegt und nach gänzlichem Ausverkauf  $14\frac{1}{2}\%$  gewonnen. Dazu gelang es ihm, eine schon verloren gegebene Forderung von 92,500 Mk., welche nach Jahresfrist erst fällig war, durch das Anerbieten von  $17\frac{1}{2}\%$  Disconto sogleich einzutreiben. Durch beides wurde für ihn gerade so viel baares Geld disponibel, dass er eine drückende Schuld mit  $5\frac{1}{4}\%$  Rabatt 1 Jahr vorausbezahlen konnte. Wie gross war die Schuld?

6) x und y aus den beiden folgenden Gleichungen zu berechnen:

$$(1) \quad x^3 + y^3 = 38 (x-y)^2$$

$$(2) \quad x^2 - xy + y^2 = 9\frac{1}{2} (x-y)$$

7) Ein Dreieck zu construiren aus dem Verhältnisse zweier Seiten, aus der Differenz der beiden Winkel an der dritten Seite und aus der Differenz der beiden Segmente, in welche dieselbe durch die zugehörige Höhe zerfällt.

8) Ein Dreieck trigonometrisch zu berechnen aus der Summe zweier Seiten, der zur dritten Seite gehörigen Höhe und einem der dritten Seite anliegenden Winkel.

Die Zahlenrechnung ist auszuführen für

$$a + b = s = 584 \text{ M.}$$

$$h = 51 \text{ M.}$$

$$\beta = 6^\circ 43' 58,5''$$

Die zu berechnenden Grössen sind a, b,  $\alpha$ ,  $\gamma$ , c und F.

Die persönlichen Verhältnisse der Abiturienten erhellen aus der nachfolgenden Tabelle:

Vor- und Zuname des Abiturienten.	Geburtsort.	Alter in Jahren.	Religion.	V a t e r.	Wie viel Jahre in		Gewählter Beruf.	Wie be- standen.
					der Schule.	Se- cunda.		
Schreiner, Otto	Norwieden, Kreises Stallupönen.	19	ev.	Hauptmann Ru- dolph Schreiner, Domänenpächter.	1	2 $\frac{1}{2}$	Prima einer Realschule 1. Ordnung.	genügend.
Berg, Ernst	Pomauden bei Tapiau.	17 $\frac{11}{12}$	ev.	Ernst Berg, Gutsbesitzer.	$\frac{1}{2}$	2 $\frac{1}{2}$	"	gut.
Kummetz, Ferdinand	Blindischken.	17 $\frac{1}{6}$	ev.	Ferd. Kummetz, Königl. Förster.	6 $\frac{1}{2}$	2	"	genügend.
Minuth, Otto	Königsberg.	17 $\frac{7}{12}$	ev.	Friedr. Minuth, Zimmermeister.	5	2	"	gut.
Trutnau, Hugo	Stannaitschen.	16 $\frac{1}{6}$	ev.	Gustav Trutnau, Gerbermeister.	7	2	noch unent- schieden.	gut.

## 7. Statistik der Schule.

Die Frequenzverhältnisse der höheren Bürgerschule und der damit verbundenen Vorschule erhellen aus folgender Zusammenstellung, in welcher die 3 Wochen nach Beginn des Schuljahres stattfindende Frequenz als Anfangsfrequenz und die Zahl der zu Ende des Schuljahres censirten Schüler als Schlussfrequenz bezeichnet ist.

Schuljahr.	H ö h e r e B ü r g e r s c h u l e										V o r s c h u l e			
	II.	III.	IV.	V.	VI.	über- haupt	unter 100 Schülern waren Aus- wärtige	Zahl der Abiturienten nach Prima	1	2	über- haupt	unter 100 Schülern waren Aus- wärtige		
Ost. 1871/72	Anfangsfrequenz	12	13	28	44	65	162	21,0						
	Schlussfrequenz	10	9	23	39	60	141	18,0	4	1				
Ost. 1872/73	Anfangsfrequenz	10	18	29	43	70	170	23,0						
	Schlussfrequenz	7	15	28	36	60	146	25,8	2	1	44	35	79	
Ost. 1873/74	Anfangsfrequenz	11	25	30	49	65	180	27,6	1		48	35	83	
	Schlussfrequenz	9	25	25	40	55	154	31,0	4	0	49	29	78	
Ost. 1874/75	Anfangsfrequenz	20	19	33	52	62	186	29,6	3		39	34	73	
	Schlussfrequenz	16	18	31	45	59	169	30,8	2	3	37	32	69	
Ost. 1875/76	Anfangsfrequenz	22	24	40	53	58	197	32,2	1		39	31	70	
	Schlussfrequenz	20	20	32	52	54	178	30,1	10	4	53	39	92	
Ost. 1876/77	Anfangsfrequenz	20	31	38	58	50	197	37,1	1		51	36	87	
	Schlussfrequenz	21	32	34	50	50	187	37,4	13	8	52	43	95	
Ost. 1877/78	Anfangsfrequenz	22	38	41	59	54	214	37,4			54	24	78	
	Schlussfrequenz	24	36	42	56	54	212	37,3	7	4	54	27	81	
Ost. 1878/79	Anfangsfrequenz	30	39	43	53	56	221	38,0	1		47	24	71	
	Schlussfrequenz	25	33	38	53	54	203	37,3	4	4	48	23	71	

Es erhellt hieraus die stetige Zunahme in der Frequenz der höheren Bürgerschule und namentlich auch die Thatsache, dass die oberen Klassen sich allmählig gefüllt haben. Die Vorschule zeigt gegen die Mitte des Zeitraumes eine etwas verminderte Frequenz, welche mit der damals eingetretenen Erhöhung des Schulgeldes zusammenhängt: darauf gelangte sie wieder auf den Höhepunkt ihrer früheren Frequenz und zeigt zuletzt wieder ein Herabgehen der Frequenzzahl.

## Die Einnahme an Schulgeld

im Jahr 1871 betrug	5259 M.	} bei den früheren niedrigen Sätzen.
" " 1872 "	5717 "	
" " 1873 "	6018 "	
" " 1874 "	9875 "	
" " 1875 "	10727 "	
" " 1876 "	11451 "	} bei den erhöhten Sätzen.
" " 1877 "	12048 "	
in dem Jahre Ostern 1878/79 "	12075 "	
in dem Quartal Neujahr-Ostern 1879 endlich 3069 M.		

Die wissenschaftlichen Leistungen der Schüler erhellen am deutlichsten aus den Verhältnissen der guten mittleren und schlechten Censuren in den einzelnen Classen. Die Censurgrade sind:

gute Censuren	1 gut,
	2 befriedigend,
mittlere Censur	3 ausreichend.
	4 wenig ausreichend,
schlechte Censuren	5 ungenügend.

Folgende Tabellen geben ein Bild der Censurergebnisse im Einzelnen:

## A) Vorbereitungsschule.

	Erste Vorclasse.					Anzahl aller Censuren.	Zweite Vorclasse.					Anzahl aller Censuren.	
	Anzahl der Censurgrade.						Anzahl der Censurgrade.						
	5	4	3	2	1		5	4	3	2	1		
Weihn. 77		6	44	3		53		4	22	2		28	Weihn. 77
Ost. 78		9	35	6		50			24	5		29	Ost. 78
Joh. 78	1	5	41	—		47			22	3		25	Joh. 78
Mich. 78		10	38	1		49			22	2		24	Mich. 78
Weihn. 78		11	32	5		48			18	5		23	Weihn. 78
Ost. 79		8	33	7		48			16	8		24	Ost. 79

## B) Höhere Bürgerschule.

	Sexta.					Anzahl aller Censuren.	Quinta.					Anzahl aller Censuren.	Quarta.					Anzahl aller Censuren.	Tertia.					Anzahl aller Censuren.	Secunda.					Anzahl aller Censuren.
	Anzahl der Censurgrade.						Anzahl der Censurgrade.						Anzahl der Censurgrade.						Anzahl der Censurgrade.											
	5	4	3	2	1		5	4	3	2	1		5	4	3	2	1		5	4	3	2	1		5	4	3	2	1	
Weihn. 1877	3	14	33	4		50	3	16	28	8		55	12	26	3		41	7	24	5		36	5	17	2		24			
Ost. 1878	2	13	31	7		50	4	11	27	9		51	13	21	3		37	6	21	5		32	1	10	1		12			
Joh. 1878	—	9	45	2		54	—	3	43	6		52	15	23	4		42	6	24	7		37	8	21	1		30			
Mich. 1878	—	14	39	2		54	—	28	20	4		52	14	19	6		39	13	16	7		36	9	16	—		25			
Weihn. 1878	—	14	34	6		54	7	24	19	5		55	16	15	7		38	15	14	3		33	5	16	4		25			
Ost. 1879	2	8	33	11		54	2	15	19	7		53	14	17	6	1	38	1	11	15	4	2	33	3	17	1		21		

Unter 100 Censuren der höheren Bürgerschule waren																
in Sexta			in Quinta			in Quarta			in Tertia			in Secunda				
schl. Cen- suren 5 od. 4.	Mittel-Cen- suren 3.	gute Cen- suren 2 od. 1.	schl. Cen- suren 5 od. 4.	Mittel-Cen- suren 3.	gute Cen- suren 2 od. 1.	schl. Cen- suren 5 od. 4.	Mittel-Cen- suren 3.	gute Cen- suren 2 od. 1.	schl. Cen- suren 5 od. 4.	Mittel-Cen- suren 3.	gute Cen- suren 2 od. 1.	schl. Cen- suren 5 od. 4.	Mittel-Cen- suren 3.	gute Cen- suren 2 od. 1.		
Weihn. 77	31,6	61,0	7,4	34,5	51,0	14,5	29,3	63,4	7,3	19,4	66,7	13,9	20,8	70,8	8,4	Weihn. 77
Ostern 78	27,8	57,4	14,8	29,4	52,9	17,7	35,1	56,8	8,1	18,8	65,6	15,6	8,3	83,3	8,4	Ostern 78
Joh. 78	16,1	80,4	3,5	5,8	82,7	11,5	35,7	54,8	9,5	16,2	64,9	18,9	26,7	70,0	3,3	Joh. 78
Mich. 78	25,5	70,9	3,6	53,8	38,5	7,7	35,9	48,7	15,4	36,1	44,9	19,5	36,0	64,0	0,0	Mich. 78
Weihn. 78	25,9	63,0	11,1	56,4	34,6	9,0	42,1	39,5	18,4	45,5	42,4	12,1	20,0	64,0	16,0	Weihn. 78
Ostern 79	18,5	61,1	20,4	50,9	35,9	13,2	36,9	44,7	18,4	36,4	45,5	18,1	14,3	81,0	4,7	Ostern 79

Unter 100 Censuren waren										
in der Vorschule			in den drei anderen Classen			in den beiden obern Classen				
schl. Cen- suren 5 od. 4.	Mittel- Censuren 3.	gute Cen- suren 2 od. 1.	schl. Cen- suren 5 od. 4.	Mittel- Censuren 3.	gute Cen- suren 2 od. 1.	schl. Cen- suren 5 od. 4.	Mittel- Censuren 3.	gute Cen- suren 2 od. 1.		
Weihn. 77	12,3	81,5	6,2	32,0	58,0	10,0	20,0	68,3	11,7	Weihn. 77
Ostern 78	11,4	74,5	13,9	30,3	55,6	14,1	15,9	70,5	13,6	Ostern 78
Joh. 78	8,3	87,5	4,2	18,0	74,0	8,0	20,9	67,2	11,9	Joh. 78
Mich. 78	13,7	82,2	4,1	38,2	53,4	8,2	36,1	52,4	11,5	Mich. 78
Weihn. 78	15,5	70,4	14,1	41,5	46,2	12,3	34,5	51,7	13,8	Weihn. 78
Ostern 79	11,1	68,1	20,8	35,2	47,6	17,2	27,8	59,3	12,9	Ostern 79

## 8. An die Eltern unserer Schüler.

Die Schule ist darauf bedacht, durch die den Schülern aufgegebenen häuslichen Beschäftigung den Erfolg des Unterrichts zu sichern und die Schüler zu selbstständiger Thätigkeit anzuleiten, aber nicht einen der körperlichen und geistigen Entwicklung nachtheiligen Anspruch auf die Zeitdauer der häuslichen Arbeit der Schüler zu machen. In beiden Hinsichten hat die Schule auf die Unterstützung des elterlichen Hauses zu rechnen.

Es ist die Pflicht der Eltern und deren Stellvertreter auf den regelmässigen häuslichen Fleiss und die verständige Zeiteintheilung ihrer Kinder selbst zu halten, aber es ist eben so sehr ihre Pflicht, wenn die Forderungen der Schule das zuträgliche Mass der häuslichen Arbeitszeit ihnen zu überschreiten scheinen, davon Kenntniss zu geben. Die Eltern oder deren Stellvertreter werden ausdrücklich ersucht, in solchen Fällen dem Rector oder dem Classenordinarius persönlich oder schriftlich Mittheilung zu machen, und wollen überzeugt sein, dass eine solche Mittheilung dem betreffenden Schüler in keiner Weise zum Nachtheile gereicht, sondern nur zu eingehender und unbefangener Untersuchung der Sache führt. Anonyme Zuschriften, die in solchen Fällen gelegentlich vorkommen, erschweren die genaue Prüfung des Sachverhaltes und machen, wie sie der Ausdruck mangelnden Vertrauens sind, die für die Schule unerlässliche Verständigung mit dem elterlichen Hause unmöglich.

Zur Vermeidung nachtheiliger Missverständnisse sei bemerkt, dass die Zeit unmittelbar nach Ostern als der Beginn des Schuljahres die zum Eintritt in die Schule geeignetste Zeit ist, während zu Michaelis nur ausnahmsweise, wenn bestimmte Gründe vorliegen und die eintretenden Schüler auch das Pensum des Wintersemesters absolvirt haben, Receptionen zulässig sind. Zu einer anderen Zeit kann keine Aufnahme stattfinden und werden die Eltern hierauf in ihrem Interesse ausdrücklich aufmerksam gemacht.

Die Aufnahme in die Elementarclassen der Anstalt kann in der Regel nicht vor dem vollendeten 6. Lebensjahre, der Eintritt in die Sexta nicht vor dem vollendeten 9. Lebensjahre erfolgen. Für die Aufnahme in die unterste Classe der Vorschule sind Vorkenntnisse weder erforderlich, noch wünschenswerth, die zum Eintritte in die Sexta nothwendigen elementaren Kenntnisse und Fertigkeiten sind: Geläufigkeit im Lesen deutscher und lateinischer Druckschrift, eine leserliche und reinliche Handschrift, Fertigkeit Dictirtes ohne grobe orthographische Fehler nachzuschreiben, Sicherheit in den vier Grundrechnungsarten mit unbenannten und gleichbenannten Zahlen, einige Bekanntschaft mit den Geschichten des alten und neuen Testaments, sowie mit Bibelsprüchen und Liederversen.

Solche Schüler, welche nach Alter und Vorkenntnissen in eine höhere Classe als Sexta einzutreten wünschen, haben ein Abgangszeugniss der bisher besuchten Schule vorzulegen und in der Prüfung dasjenige Mass von Kenntnissen nachzuweisen, welches sie befähigt mit den länger auf der Schule unterrichteten Schülern gleichen Schritt zu halten.

Auswärtige Schüler dürfen ihre Wohnung nur mit Vorwissen und nach vorher eingeholter Genehmigung des Rectors nehmen und verändern. Gelegenheit zu passenden Pensionen ist sowohl in respectablen Bürgerhäusern, wie auch bei Lehrern der Anstalt hinlänglich geboten.

Um einem weit verbreiteten Irrthume zu begegnen wird hiermit ausdrücklich erklärt, dass der Cursus der ersten Vorclasse ein zweijähriger ist und dass nur ältere oder besonders begabte junge Schüler denselben mit einem Jahre sich aneignen können. Dem entsprechend findet zu Ostern jedes Jahres eine Versetzung aus der untern Abtheilung in die obere und aus der oberen nach Sexta statt. Zweijährig ist auch noch der Cursus in Tertia und Secunda, in allen übrigen Classen ist er einjährig.

Alle aufzunehmenden Schüler müssen ein Impffattest mitbringen oder, wenn sie das zwölfte Lebensjahr überschritten haben, den Nachweis der Revaccination liefern.

Die Aufnahmeprüfung findet Sonnabend am 19. April früh von 9 Uhr an in den Classenräumen der Anstalt statt.

Anmeldungen ist der Unterzeichnete schon am 18. April in seiner Amtswohnung entgegenzunehmen bereit.

Gumbinnen, am 1. April 1879.

Der Rector der höheren Bürgerschule

**Dr. Schwarz.**



## Ordnung der öffentlichen Prüfung.

Freitags am 4. April c.

Vormittags.

Choral.

- 8 Uhr. **Zweite Vorclasse:** Religion. Rieder.  
Rechnen. Klein.  
August Broszat: „Der Himmel“ von Löwenstein.  
Walter Kieselbach: „Der Wettstreit“ von Hoffmann von Fallersleben.
- 8 Uhr 40 Minuten. **Erste Vorclasse:** Geographie. Puschke.  
Deutsch. Puschke.  
Willi Broszat: „Die Finger“ von Enslin.  
Max Müller: „Des Storches Wiederkehr“ von Löwenstein.
- 9 Uhr 30 Minuten. **Sexta:** Latein. Blaskowitz.  
Naturgeschichte. Marold.  
Otto Brakmann: „Wer nur den lieben Gott lässt walten“ von Sturm.  
Karl Hay: „Der alte Fritz und sein Adjutant“ von Colshorn.
- 10 Uhr 15 Minuten. **Quinta:** Französisch. Atzler.  
Geographie. Rieder.  
Otto Wieser: „Der Räuber und das Crucifix“ von R. Prutz.  
Emil Broszat: „Die Rosse von Gravelotte“ von C. von Geroëck.
- 11 Uhr. **Quarta:** Französisch. Atzler.  
Geschichte. Joergens.  
Wilhelm Jodgalweit: „Corsische Gastfreundschaft“ von A. von Chamisso.  
Wilhelm Paszkowski: „Wie der Junker Ebbelin die Nürnberger foppen thät“  
von Strachwitz.  
Gesang von der gesammten Singclasse.

Nachmittags.

- 3 Uhr. **Tertia:** Religion. Blaskowitz.  
Englisch. Atzler.  
Benno Konetzky: „Die Strandräuber“ von A. Stern.  
Witold von Schulz: „The Battle of Blenheim“ by Rob. Southey.
- 3 Uhr 45 Minuten. **Secunda:** Mathematik. Dr. Schwarz.  
Latein. Blaskowitz.  
Heinrich Schnepapat: Act. V. Sc. 6 aus Racine's „Iphigénie en Aulide“.  
Louis Kirchhof ) 2. Aufzug, Auftritt 6, 7 und 8 aus Schillers „Die Jungfrau  
Hermann Schwarz ) von Orleans“.
- Entlassung der Abiturienten durch den Rector.

Schlusschoral.

Deutung der allgemeinen Pyramide

Seite 101

1888

Die allgemeine Pyramide ist ein Symbol, das die Entwicklung der Menschheit darstellt. Sie ist in vier Stufen unterteilt, die die verschiedenen Phasen der menschlichen Existenz repräsentieren. Die unterste Stufe ist die Tierwelt, die zweite Stufe die Menschheit, die dritte Stufe die Wissenschaft und die vierte Stufe die Kunst. Die Pyramide ist ein Symbol der Einheit und der Harmonie, die die verschiedenen Aspekte der menschlichen Existenz verbindet.

Die allgemeine Pyramide ist ein Symbol der Einheit und der Harmonie, die die verschiedenen Aspekte der menschlichen Existenz verbindet. Sie ist ein Symbol der Entwicklung und der Fortschritt, die die Menschheit durch die Jahrhunderte hindurch erlebt hat. Die Pyramide ist ein Symbol der Weisheit und der Erkenntnis, die die Menschheit durch die Jahrhunderte hindurch erworben hat.

Die allgemeine Pyramide ist ein Symbol der Einheit und der Harmonie, die die verschiedenen Aspekte der menschlichen Existenz verbindet. Sie ist ein Symbol der Entwicklung und der Fortschritt, die die Menschheit durch die Jahrhunderte hindurch erlebt hat. Die Pyramide ist ein Symbol der Weisheit und der Erkenntnis, die die Menschheit durch die Jahrhunderte hindurch erworben hat.